

Predigt

Landwirtschaft zu betreiben, ist in diesen Wochen kein Vergnügen. Hitze und Trockenheit sorgen dafür, dass die Erde austrocknet, dass vielen Pflanzen das Wasser fehlt, dass Obst und Gemüse sich nicht richtig entwickeln können. Nicht nur Saatgut und die richtigen Sorten spielen eine Rolle, sondern auch der Boden, das Klima, das Wetter.

Im Matthäus-Evangelium wird erzählt, wie Jesus in Galiläa vor einer riesigen Menschenmenge eine Rede hält, in der er sich dieses Vergleiches bedient.

Liest man schon die Kapitel vorher, entsteht der Eindruck, dass da dicke Luft ist. Es knirscht zwischen Jesus und den Leuten von Galiläa, wo er selber aufgewachsen ist. Es scheint so, dass man vor allem auf Äußerlichkeiten fixiert war: Die einen wollen von Jesus Wunder sehen, damit er sich beweisen kann; die anderen hängen kleinlich an Gesetzen – selbst dann, wenn es um das Wohl eines einzelnen Menschen gehen müsste; seine eigene Familie nervt ihn und will sich in seinem Glanz sonnen. Die Leute scheinen nicht zu begreifen, worauf Jesus hinauswill: Dass es ihm um eine wirklich frohe Botschaft von Gott her geht, die die Kraft hat, Menschen aus ihren Alltagssorgen herauszuholen, ihnen eine größere Hoffnung zu geben, als nur auf Kleinigkeiten oder den unmittelbaren Moment fixiert zu sein.

In dieser Stimmung setzt Jesus zur Rede an (als „Bootsrede“ bezeichnet, weil er von einem Boot aus zu den Menschen am Strand des Sees von Galiläa spricht). Er bemüht dabei das Bild eines Menschen, der Saatgut aussät – es fällt teils auf den Weg, auf Felsbrocken, in die Dornen oder eben auf guten Boden. Und dementsprechend geht die Saat unterschiedlich auf. (Matthäus 13,1-23).

In seiner Rede lässt Jesus das Gleichnis unkommentiert stehen. Sollen sich doch die Leute selber einen Reim drauf machen, was er damit meint.

Seine Jünger nehmen ihn anschließend beiseite und fragen nach. Er spricht vom „Wort vom Reich Gottes“, das hier ausgesät wird: Bei manchen fruchtet es, bei anderen nicht. Manche sind kurzfristig Feuer und Flamme, andere sind nur auf Alltagssorgen fixiert.

Was meint aber „Reich Gottes“? Das ist weder ein Schlaraffenland noch eine Großmachtsphantasie. Reich Gottes ist kein Land, in dem Gott straff durchregiert; es ist auch nicht Bullerbü ohne jeden Konflikt.

Sondern es entsteht dort, wo Grundhaltungen des Evangeliums Jesu gelebt werden; wo Entscheidungen in diesem Sinne getroffen werden; wo alle Menschen bedeutsam sind – nicht nur jene, die berühmt sind oder ein dickes Konto haben.

Da lohnt sich noch einmal ein Blick ins Matthäus-Evangelium, in die Kapitel 5-7. Jesus hatte nämlich schon einmal eine große Rede gehalten, die Bergpredigt. Dort buchstabiert Jesus durch, was für ihn „Reich Gottes“ bedeutet: die Umkehrung von menschlichen Rangfolgen; dass Christinnen und Christen sich als Salz oder Licht der Welt verstehen; die lebensfreundliche Auslegung religiöser Gebote; Gottvertrauen; selbstkritisch sein und erst dann auf andere schauen.

Doch das ist alles lästig und unbequem für Menschen, die einfach gerne eine Betriebsanleitung für ein glückliches und richtiges Leben haben wollen. Wer der Idee Jesu vom Reich Gottes folgt, muss anfangen, selber zu denken und selber Entscheidungen zu treffen. Der muss sich rausnehmen aus diesem Schauen auf Obrigkeiten und Warten auf Handlungsanweisungen.

Reich Gottes hat für mich etwas Spielerisches. Stets muss ich schauen, was das Leben gerade bringt – was es jetzt im Augenblick bringt, und was – im Geiste Jesu gedacht – nun zu tun ist. Da gibt es keine Checklisten mit „Wenn-Dann-Regeln“.

Selber zu denken bedeutet nun aber nicht, eine intellektuelle Geschichte draus zu machen, die nur für eine kleine Elite funktionieren würde. Nein, es geht (mit dem Gleichnis Jesu gesprochen) darum, den eigenen Acker vorzubereiten, damit ich empfänglich bin für „das Wort vom Reich Gottes“ und dass dieser Samen bei mir wachsen kann.

Wie das Wachstum abläuft, beschreibt Jesus in seiner Rede: manchmal gar nicht, weil Menschen völlig verschlossen sind für den Gedanken von einem Reich Gottes; verschlossen sind für die Vorstellung, dass jenseits der eigenen Leistung etwas Gutes entstehen könnte.

Woanders wächst da zwar etwas, hat aber keine Chance, weil jemand sich im Selbstmitleid verliert. „Ich jammere, also bin ich.“ ist durchaus eine beliebte Lebensweise in unserem Land. Das dominiert alles und verstellt den Blick für alles, was an Möglichkeiten da wäre.

Dann gibt es andere, die sofort Feuer und Flamme sind; die alle Hebel in Bewegung setzen für die neue Idee, die sie haben. Sie sind anstrengend, weil sie alles jetzt und sofort haben wollen – aber wehe, es läuft nicht. Dann verlieren sie die Lust.

Und schließlich gibt es ein Wachstum, das langsam, aber solide vor sich geht. Durchaus mit Überlegungen, vielleicht auch mit gesunder Skepsis, jedenfalls nicht im Hurra-Stil.

Dieses langsame Wachstum ist das, was getragen ist durch eigenes Nachdenken, durch eigene Erkenntnis und durch eigenen Entschluss. Ein Wachstum, das meinem eigenen Boden entspringt, und dem ich Sonne und Regen im richtigen Maß angedeihen lasse.

So wird es zu nachhaltiger religiöser Landwirtschaft, die auch in der Hitze und Trockenheit dieses Sommers noch gelingen und Ertrag abwerfen kann. Amen.